



Plädoyer für Vielfalt

Gegen das kulturelle Artensterben im Nahen Osten

PLÄDOYER FÜR VIELFALT

- 2 **Vielfalt achten und fördern**
Besinnung
- 4 **Damit es friedlicher, menschlicher und bunter wird**
Ein Plädoyer für die Vielfalt
- 6 **„Die Christen sind der Kitt in diesem Land“**
Über die ungeklärte Machtfrage und gemeinsame Projekte im Libanon
- 10 **Gemeinsames Leid, gemeinsame Zukunft**
Christen und Jesiden im Irak
- 12 **Bedrohte Minderheit oder integraler Bestandteil?**
Über Christen, Muslime und Juden in Palästina und Israel
- 14 **Wo Gott die Einheit unter den Menschen austestet**
Eine Ode an Jerusalem
- 16 **Den Feind als Menschen wahrnehmen**
Palästinensische Befreiungstheologen über Antisemitismus

NACHRICHTEN AUS DER SCHNELLER-ARBEIT

- 18 **Bischofsbesuch an den Schneller-Schulen**
- 20 **Das Gefühl, wieder atmen zu können**
Ein ehemaliger Schüler der TSS blickt zurück
- 22 **Wenn einem Aufnahmeland die Luft ausgeht**
Der Libanon will nicht länger für syrische Flüchtlinge sorgen
- 24 **Herzliche Einladung**
Mitgliederversammlung 2023
- 26 **In allen Krisen Kirche bleiben**
National Evangelical Church in Beirut feiert 175 Jahre
- 28 **Templerfriedhöfe in Nahost**
Eine Tagung und zwei Bildbände

SERVICE

- 30 **Buchbesprechungen | Briefe an die Redaktion**
- 33 **Impressum**

Titelbild: Zwei Schüler an der Theodor-Schneller-Schule in Amman (EMS/Gräbe)

Rücktitel: Eine Lehrerin der Theodor-Schneller-Schule hilft mit, dass die Gebäude bunter werden. (EMS/Gräbe)

Liebe Leserin, lieber Leser,

ein Blick in den Garten reicht – der Schöpfer mag offenbar die Vielfalt. Und wer die Menschen um sich herum genauer anschaut, wird zugeben müssen, dass jeder und jede ein bisschen anders ist – positiv formuliert: einmalig. Andererseits erleben wir im 21. Jahrhundert weltweit ein kulturelles Artensterben. Der Nahe Osten, der zu den Weltregionen mit der größten kulturellen, ethnischen und religiösen Vielfalt zählt, ist dafür ein trauriges Beispiel. Minderheiten werden immer kleiner, geraten immer stärker unter Druck. Deswegen haben wir uns bei der Planung dieses Heftes darauf geeinigt, einmal der Frage nach Minderheiten und Vielfalt nachzugehen.



Unter anderem erklärt der libanesische Arzt und Politiker Fuad Abou Nader, warum er in den Christen im Libanon den stabilisierenden Faktor schlechthin in dem krisengeschüttelten Land sieht. John Munayer aus Jerusalem erläutert, warum arabische Christen nicht gerne als Minderheit bezeichnet werden wollen, auch wenn sie zahlenmäßig nur wenige sind. Dann hält die französische Journalistin, Marie-Armelle Beaulieu, die seit 20 Jahren in Jerusalem lebt, eine Ode auf die religiöse Vielfalt in der Heiligen Stadt. Und schließlich wird ein spannendes, hochaktuelles Buch der Befreiungstheologen von Sabeel zum Thema Antisemitismus in Palästina vorgestellt.

Mitte Mai hat der neue württembergische Landesbischof Ernst-Wilhelm Gohl beide Schneller-Schulen besucht. Darüber berichten wir selbstverständlich. Und dann hat Lisa Schnotz vom Vorstand des Schneller-Vereins einen jungen Mann gefragt, der vor kurzem erst seinen Abschluss an der Theodor-Schneller-Schule in Amman gemacht hat, wie ihm seine Zeit im Internat gefallen hat. Darüber hinaus finden Sie in diesem Heft viele neue und spannende Informationen.

Im Namen des Redaktionsteams wünsche ich eine anregende, informative und nachdenklich machende Lektüre. Wir freuen uns über Rückmeldungen.

Ihre

Katja Dorothea Buck

Vielfalt achten und fördern

Es war mitreißend zu erleben: Die Kinder sangen und musiziertem aus vollem Herzen. Die junge Musiklehrerin an der Theodor-Schneller-Schule in Amman hat eine besondere Gabe, Kinder und Jugendliche dazu zu bewegen, sich musikalisch auszudrücken. Ganz gleich, ob es nun ein vorgetragenes Solo-Lied war oder die rhythmische Begleitung eines Refrains, bzw. eines klassischen Musikstücks: alle Beteiligten waren äußerst konzentriert und zugleich fröhlich bei der Sache, sodass das Publikum immer wieder spontan mitklatschte.

Erlebt habe ich dies vor einigen Wochen bei der Zeugnisvergabe an der Theodor-Schneller-Schule in Amman, als Erzbischof Hosam Naoum und Direktor Khalid Freij den Absolventinnen und Absolventen ihre Zeugnisse überreichten und zwischendurch immer wieder der Chor auftrat. Dabei spielte es dann auch keine Rolle, dass ein Junge im Rollstuhl saß, ein anderer mit seinem Stuhl auf die Bühne getragen werden musste oder ein Mädchen seine Hand nur eingeschränkt bewegen konnte: Alle machten mit strahlenden Augen mit und niemand war ausgeschlossen. Es war eine große, bunte Vielfalt durch Inklusion! Und es war spürbar, dass dies ein Motto der beiden Schneller-Schulen im Libanon und in Jordanien ist: Vielfalt fördern!

Auch in der Johann-Ludwig-Schneller im Libanon war es beeindruckend zu erleben, wie engagiert die Schülerinnen und Schüler sich in das Schulleben einbringen und wie stolz sie auf die Eröffnung



Fröhlich und konzentriert: der Chor der Theodor-Schneller-

der neuen Elektrowerkstatt waren, die Direktor Pfarrer George Haddad, Pfarrer Dr. Habib Badr und ich vorgenommen hatten.

Vielfalt fördern, beginnt beim religiösen und kulturellen Zusammenleben. Die Schneller-Schulen nehmen christliche und muslimische Kinder aus benachteiligten Familien auf und geben ihnen hervorragende Schul- und Ausbildungsmöglichkeiten. Vielfalt wird gelebt im täglichen Miteinander. Auch bei den Andachten wird Wert daraufgelegt, dass sich alle einbringen, ungeachtet ihrer religiösen Überzeugung.

Gerade diese Förderung von Vielfalt ermöglicht die Erziehung zum Frieden und zur Verständigung. Das wird in den Schneller-Schulen praktiziert und vorgelebt. Egal, woher die Kinder und Jugendli-



Schule bei der Feier zur Zeugnisausgabe.



Egal, woher man kommt. Hauptsache, man fühlt sich wertgeschätzt und willkommen.

EMS/Graebe

chen stammen und welchen ethnischen, religiösen oder familiären Hintergrund sie haben, alle sind willkommen und werden wertgeschätzt. Und sie werden selbst dazu angehalten, die anderen zu achten und zu respektieren.

Für mich speist sich dies auch aus dem Vertrauen der Jahreslosung: „Du bist ein Gott, der mich sieht.“ (Gen 16,13). Es ist der Einzelne, der in der Schneller-Schule zählt und gesehen wird. Bei Herausforderungen werden individuelle Lösungen und Förderungsmöglichkeiten gesucht. Niemand wird übersehen oder vergessen. Das stärkt die Schülerinnen und Schüler und lässt sie den Geist christlicher Nächstenliebe spüren. Gerade weil der oder die Einzelne zählt mit all den dazugehörigen Besonderheiten, wird Vielfalt gefördert und gelebt.

EMS/ELKWue

Mich hat diese Lern- und Lebensgemeinschaft ungemein beeindruckt. Über die Jahre, ja sogar Jahrzehnte hinweg existieren diese Schulen als ein Ort, an dem Kinder und junge Menschen lernen, sich friedlich und respektvoll zu begegnen und kulturelle und religiöse Vielfalt zu achten. Das ist ein großer Schatz, den es in Zukunft zu bewahren und zu fördern gibt – und von dem wir lernen können, wie wir auch in unserer Gesellschaft Vielfalt fördern können.

Ernst-Wilhelm Gohl ist Bischof der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und hat im Mai 2023 die beiden Schneller-Schulen im Libanon und in Jordanien besucht.

Damit es friedlicher, menschlicher und bunter wird

Ein Plädoyer für die Vielfalt

In vielen Ländern stehen Minderheiten unter Druck. Oft wird kulturelle, religiöse oder ethnische Vielfalt vor allem als Quelle von Konflikten wahrgenommen. Sind aber homogene Gesellschaften wirklich friedlicher? Was würde fehlen, wenn es keine Minderheiten mehr gäbe? Oder, andersherum gefragt: Was ist der Mehrwert von Minderheiten für eine Gesellschaft?

Eine persönliche Beobachtung vorneweg: Seit mehr als 20 Jahren arbeite ich zum Thema „Christen im Nahen Osten“. Dass ich mich dafür interessiere, stößt immer wieder auf erstauntes Unverständnis. Warum ausgerechnet diese kleine Minderheit in einer so komplizierten Region? Vermutlich würde man mich eher verstehen, wenn ich mich für das Wohlergehen einer bedrohten Robbenkolonie in der Nordsee interessieren würde. Artenschutz für Flora oder Fauna gilt als ehrenwertes Motiv. Wie aber sieht es mit dem „Artenschutz“ aus, wenn es um Menschen geht, die anders glauben, anders leben, ein anderes Weltbild haben als die Mehrheitsgesellschaft? Warum sollte man sich für sie einsetzen?

Man kann argumentieren, dass eine Minderheit, wie zum Beispiel die Christen im Nahen Osten, dort schon immer ihre Siedlungsgebiete hatten und somit auch einen historischen Anspruch auf eine weitere Zukunft in ihrer Heimat haben. Eine Blei-



begarantie ist dies allerdings noch lange nicht. Denn es gibt durchaus Beispiele von Kulturen und Religionen, die verschwunden sind, wie zum Beispiel die Juden im Irak, die 1947 noch 2,7 Prozent der gesamten Bevölkerung ausmachten. Heute gibt es so gut wie keinen einzigen Juden mehr im Irak. Nach der Staatsgründung Israels 1948, in deren Zusammenhang 750.000 Palästinenserinnen und Palästinenser enteignet und vertrieben wurden, wurde den Juden das Leben im Irak und auch in anderen arabischen Ländern so schwer gemacht, dass sie lieber nach Israel auswanderten, als in der Heimat zu bleiben.

Ein weiteres Argument könnten die Menschenrechte sein. Jeder wird wohl zustimmen, dass für alle Menschen überall auf der Welt gelten soll, dass sie „frei und gleich an Würde und Rechten geboren“ sind, „ohne irgendeinen Unterschied, etwa nach Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder sonstiger Anschauung, nationaler oder sozialer Herkunft, Vermögen, Geburt oder sonstigem Stand“, dass jeder „das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person“ hat, usw. Was die Vereinten Nationen 1945 nach zwei verheerenden Weltkriegen in



einer Charta für universell gültig erklärt haben, wird allerdings tagtäglich an vielen Orten in dieser Welt auf brutale Weise konterkariert. Viel zu oft werden Menschenrechte verletzt, ohne dass die Täter Konsequenzen fürchten müssen. Häufig sind Minderheiten von Menschenrechtsverletzungen besonders stark betroffen.

Ein anderes Argument ist, dass sich zum Beispiel Minderheiten wie die Christen im Nahen Osten immer wieder als gute Brückenbauer zwischen verschiedenen (muslimischen) Gruppen bewährt haben und deswegen unverzichtbar für die Gesellschaft sind. Es gibt unzählige Beispiele für dieses Argument, nicht nur auf christlicher Seite. Denn für Minderheiten kann es überlebenswichtig sein, dass sie mit der Mehrheitsgesellschaft auskommen. Extremistische Töne können sie sich kaum erlauben. Versöhnendes dagegen hilft allen. Doch alles Brückenbauen hat nicht verhindern können, dass Christen im Nahen Osten immer weniger geworden sind. Die trennenden Kräfte, die auf Abschottung und Ausgrenzung setzen, sind offenbar wesentlich wirkmächtiger als diejenigen, die sich für Versöhnung und Ausgleich einsetzen.

Gibt es noch weitere Argumente, warum Minderheiten für eine Gesellschaft wichtig sind? Vielleicht liegt ihr Mehrwert gerade in ihrer Andersartigkeit. Denn allein durch ihre Präsenz fordern sie die Mehrheit heraus, sich damit auseinanderzusetzen, dass es Menschen gibt, die anders glauben, anders leben und die Welt anders erklären als man selbst. Sicher, das ist im Laufe der Geschichte immer wieder gewaltig schief gegangen. Dann wurde das Andersartige brutal bekämpft oder gar ausgemerzt.

Wo Unterschiedlichkeit aber nicht als Bedrohung, sondern als etwas Natürliches begriffen wird, da fangen Menschen an, über sich selbst nachzudenken, da stellen sie Fragen nach gemeinsamen menschlichen Werten, wachsen über sich hinaus, da wird die Welt bunter und schöner. Minderheiten können Gesellschaften menschlicher und friedlicher machen, vorausgesetzt Menschen sind bereit, Unterschiede auszuhalten und mit ihnen umzugehen. Dies kann und muss gefördert werden. Nicht nur im Nahen Osten.

Katja Dorothea Buck

„Die Christen sind der Kitt in diesem Land“

Über die ungeklärte Machtfrage und gemeinsame Projekte im Libanon

Freiheit und Gleichheit sind Werte, für welche die Christen im Libanon sich schon immer stark gemacht haben. Nicht nur für sich selbst, sondern auch für alle anderen. Sie seien der Garant für eine Kultur der Akzeptanz, sagt der libanesische Politiker Fouad Abou Nader, der während des Krieges im Libanon (1975–1989) an der Seite der Forces Libanaises gekämpft hat und heute eine Nichtregierungsorganisation leitet, die sich für religiöse und ethnische Vielfalt einsetzt.

Papst Johannes Paul II. hat 1989 gesagt: „Der Libanon ist nicht nur ein Land. Er ist auch eine Botschaft der Freiheit und ein Vorbild für Pluralismus für den Orient und für das Abendland.“ Heute steckt der Libanon in einer Krise, die tiefer nicht sein könnte. Nicht wenige sehen im Konfessionalismus den Hauptgrund für all das Elend. Wie sehen Sie das?

Bevor ich darauf eingehe, möchte ich zuerst die Besonderheit des Libanon verdeutlichen. Es ist ein Land mit hohen Bergen, in die sich einst verfolgte Christen

zurückzogen und Schutz fanden. Andere verfolgte Minderheiten kamen dazu, wurden aufgenommen. So ist der Libanon zu einem Schmelztiegel geworden.

Welche Rolle spielen heute die Christen im Libanon?

Noch immer sind die Christen die Seele des Landes. Sie stehen für Freiheit und Gleichheit. Sie sind damals in die Berge geflohen, haben in Höhlen gelebt, und sich so ihre Freiheit bewahrt. Außerdem haben sie schon früh einen Geist der Bildung entwickelt. Bereits vor 300 Jahren beschlossen die Kirchenführer, dass christliche Kinder zur Schule gehen sollen. Und schließlich haben die Christen das Arabische zur gemeinsamen Sprache gemacht, obwohl sie damals Aramäisch oder Syriakisch sprachen.

Inwiefern ist das wichtig?

So konnten sie in der Arabischen Renaissance (*Nahda*) vor 150 Jahren eine führende Rolle spielen. Das war damals eine Zeit der intellektuellen Blüte in der gesamten arabischen Welt, eine Moder-

Zur Person

Dr. Fouad Abou Nader (geb. 1956) ist Arzt, Politiker, ehemaliger Kommandeur der Lebanese Force und Friedensaktivist. Im Jahr 2010 gründete er die libanesische NGO *Nawraj*, die sich für Pluralismus, Vielfalt, Dialog und Frieden im Libanon einsetzt. Sie verfolgt die Idee eines Staates, der auf Freiheit, Gleichheit, Würde und Sicherheit für alle Bürger beruht. *Nawraj* setzt sich für Verbesserungen in den Bereichen Gesundheit und Bildung ein. Mit Entwicklungsprojekten in

Landwirtschaft, Lebensmittelverarbeitung und Ökotourismus schafft die Organisation Einkommensmöglichkeiten für Menschen aller Religionsgemeinschaften.

Abou Nader hat das Buch „*Liban: les défis de la liberté*“ (Éditions de L’Observatoire) geschrieben, in dem er über seine Erfahrungen berichtet und seine Lösungsansätze nennt, um das Land aus seiner dramatischen Lage zu befreien. (s. Rezension in Schneller-Magazin 2022-2, S. 30 f.)



„Menschen, die ein gemeinsames Projekt haben, können eine Mentalität der gegenseitigen Ergänzung entwickeln.“
Fouad Abou Nader (links) im Gespräch mit drusischen Würdenträgern.“

nisierungsbewegung, die sich auf das Kulturelle, Soziale, Politische, Religiöse und Literarische erstreckte. Libanesische Christen haben Zeitungen und Zeitschriften gegründet, in denen die Ideen der Arabischen Renaissance weiterverbreitet werden konnten. Die berühmte Tageszeitung Al Ahram, die in Kairo mit einer Auflage von einer Million Exemplaren erscheint, wurde beispielsweise von zwei libanesischen Christen gegründet.

Inwiefern hat das alles die heutige Identität des Landes geprägt?

Der Libanon ist das einzige Land im Nahen Osten, das keine Staatsreligion hat, wo Christen und Muslime gleichberechtigt sind, wo sie sich die Macht teilen, ja, wo das Staatsoberhaupt laut Verfassung Christ und nicht Muslim ist. Dieses gleichberechtigte Zusammenleben hat dazu geführt, dass die Muslime im Libanon anders sind als in der restlichen muslimischen Welt. Auch die Christen des Libanons können nicht mit Christen in Italien, Frankreich oder Deutschland verglichen

werden. Christen und Muslime haben sich immer gegenseitig beeinflusst und haben so eine Kultur der gegenseitigen Akzeptanz entwickelt.

Trotzdem steckt dieses Land in einer Krise, die kaum größer sein könnte. Warum?

Das Hauptproblem im Libanon war schon immer der Kampf um die Macht zwischen Gemeinschaften. Jede religiöse Gruppe versucht, so viel wie möglich von der Macht abzubekommen und sucht sich Unterstützer im Ausland. Wir haben auch das Problem, dass wir gerne über die eigentlichen Probleme hinwegsehen, nicht darüber reden und uns einfach anlächeln. Beim Taif-Abkommen 1989, mit dem der Krieg im Libanon beendet wurde, haben wir uns alle in die Tasche gelogen. Die Vertreter der verschiedenen Parteien, die das Abkommen unterschrieben haben, haben es nicht einmal geschafft, länger als eine Stunde im gleichen Raum zu bleiben. Sie haben unterschrieben, und das war's. Die Frage, warum man diesen Krieg überhaupt gegeneinander geführt hat, war-

um man jetzt so viele Tote beklagen muss, diese Frage wurde nicht gestellt. Weil die Machtfrage nie geklärt wurde, ist das Land heute so gelähmt. Seit Oktober 2019, also seit dem Zusammenbruch des Bankensystems, hat der Staat es nicht geschafft, auch nur eine einzige Lösung herbeizuführen, die allen hilft.

Woran liegt es, dass man im Libanon keine gemeinsamen Lösungen mehr findet?

Nach wie vor spielt jeder sein Spielchen. Seit der Gründung des Libanon vor hundert Jahren machen wir uns vor, dass Christen und Muslime im Libanon eine Liebesheirat eingegangen seien. Wir müssen uns aber eingestehen, dass uns eigentlich nur eine Vernunfttehe verbindet.

Wie sieht Ihre Vision von einem neuen Libanon aus?

Die christliche Präsenz im Libanon und im ganzen Nahen Osten ist die Bedingung dafür, dass das Zusammenleben der verschiedenen ethnischen, religiösen und politischen Gruppen bewahrt wird, dass sich eine nationale Identität ausbilden kann und das Konzept der Staatsbürgerschaft umgesetzt wird. Ohne die Christen würde der Nahe Osten in den Kommunitarismus stürzen, in dem nur noch eine einzige Religion auf dem gesamten Staatsgebiet toleriert wird.

Welche konkreten Schritte braucht es im Libanon, damit es wieder aufwärts geht?

Wir müssen zuallererst alle miteinander anerkennen, dass wir ein Problem haben, dass wir die Machtfrage nie geklärt haben. Dann braucht es konkrete Entwicklungsprojekte, welche die Menschen gemeinsam angehen. So kann sich eine Mentalität entwickeln, dass man sich ergänzt. Und schließlich müssen wir das Personenstandsrecht vereinheitlichen. Es

Nawraj/Dauplan et Raulin



In einer Töpferei der NGO Nawraj

kann nicht sein, dass man im Bereich des Familienrechts unterschiedliche Rechte hat, je nach dem aus welcher Religion man stammt.

Sie sind in einer Gesellschaft mit großer Diversität aufgewachsen und kennen die Probleme und Risiken dieser Vielfalt. Wie würden Sie den Mehrwert von Diversität definieren?

Für uns Christen im Libanon ist Diversität etwas Natürliches. Wenn man sich aber anschaut, wer in den 1.611 Dörfern im Land miteinander zusammenlebt, dann stellt man fest, dass es nur sehr wenige Orte gibt, wo Schiiten, Sunniten, Alawiten oder Drusen zusammenleben, während die Christen mit allen anderen religiösen Gruppen zusammenleben können. Das ist der Grund, warum die Christen ein Stabilitätsfaktor sind, die für die Einheit des Landes und für Frieden stehen. Die Christen sind der Kitt in diesem Land. Wenn es keine Christen im Libanon gäbe, gäbe es auch keine Kultur der gegenseitigen Akzeptanz.

Das ist eine starke These. Können Sie das erläutern?

Unter den 18 Religionsgemeinschaften im Libanon, von denen vier muslimisch sind, eine jüdisch und 13 christlich, sind es die Christen, die den Geist der gegenseitigen Akzeptanz weitergeben, und zwar in den vielen christlichen Schulen. Meistens ist der Anteil muslimischer Schüler an diesen Schulen sehr hoch. In Baalbeck zum Beispiel, einer Gegend, in der überwiegend konservative Schiiten leben, ist die Warteliste der Schule der katholischen Schwestern dreimal so lang wie es Plätze gibt.

Damit wird der Vorteil der Diversität für Nicht-Christen deutlich. Sie bekommen durch die Christen eine gute Bildung. Was aber ist der Vorteil für die Christen im Libanon, dass es Menschen gibt, die anders glauben als sie?

Die Christen können stolz darauf sein, dass sie ihre muslimischen Mitbürger mit dem Virus der Freiheit infiziert haben. Die Tatsache, dass sie mit ihnen auf gleicher Augenhöhe zusammenleben, ermöglicht es ihnen, einen positiven Einfluss auf sie auszuüben. Ich erkläre es mir so: Die libanesischen Muslime stellen selbst fest, dass sie sich von den Muslimen in anderen Ländern unterscheiden. In der schiitischen oder sunnitischen Tradition ist die Hierarchie normalerweise sehr klar geregelt. Sie sind die Anführer, alle anderen sind Bürger zweiter Klasse. Eine solche Haltung würde im Libanon nicht akzeptiert werden, nicht einmal von Muslimen, denn durch den Kontakt mit gleichberechtigten christlichen Bürgern hat sich die Mentalität der libanesischen Muslime im Vergleich zu ihren Glaubensgenossen in anderen Ländern entwickelt. Denn alle libanesischen Bürger sehnen sich danach, mit ihren Nachbarn in Freiheit, Sicherheit, Würde und Gleichheit zu leben.

Aber gerade der Libanon, in dem man sich 15 Jahre lang bekämpft hat, ist doch ein schlagendes Beispiel dafür, dass Diversität in Gewalt münden kann. Sie sprechen jetzt von einer Kultur der gegenseitigen Akzeptanz. Wie passt das zusammen?

Der Libanon ist das erste Land, in dem Christen und Muslime das christliche Fest der Verkündigung des Herrn am 25. März als arbeitsfreien islamisch-christlichen Feiertag ausgerufen haben. An diesem Tag beten Christen und Muslime gemeinsam für den Frieden im Land. Jesus und Maria spielen auch im Koran eine wichtige Rolle. Maria wird im Koran sogar häufiger erwähnt als in der Bibel.

Im Bürgerkrieg haben Sie selbst auf der Seite der christlichen Forces Libanaises gegen Nicht-Christen und Nicht-Libanesen gekämpft. Heute gelten Sie als ein großer Befürworter der Diversität. Was war der Grund für diesen Sinneswandel?

Zunächst einmal würde ich nicht von einem Bürgerkrieg sprechen. Es war ein Krieg, der im Libanon stattfand, an dem aber viele externe Mächte beteiligt waren. Als ich damals kämpfte, waren die meisten meiner Gegner keine Libanesen, sondern Palästinenser, Syrer und Söldner aus arabischen und islamischen Ländern wie Bangladesch oder Afghanistan. Nur etwa 20 Prozent waren wirklich Libanesen. Meine Meinung und meine Beweggründe haben sich seit damals nicht geändert: Ich habe nie gegen andere Menschen gekämpft, um sie aus dem Libanon zu vertreiben, sondern dafür, dass die Souveränität und Unabhängigkeit des Libanon und die Freiheit und Gleichheit der Christen gewahrt bleiben. Heute führe ich denselben Kampf fort, doch glücklicherweise benötige ich dafür keine Waffen mehr.

Das Gespräch führte Katja Dorothea Buck.

Gemeinsames Leid, gemeinsame Zukunft

Christen und Jesiden im Irak

Im Irak gibt es neben den Christen viele religiöse Minderheiten: Zoroastrier, Jesiden, Mandäer, Baha'i, um nur einige zu nennen. Alle Gruppen werden kleiner. Sich nur für eine Gemeinschaft einzusetzen, ist möglich, macht aber wenig Sinn, wie das Beispiel der Christen und Jesiden nach der Befreiung von der Terrormiliz Islamischer Staat zeigt.

Das Jesidentum zählt zu den ältesten Religionen, die an einen einzigen Schöpfergott glauben. Die Religion ist älter als das Judentum, das Christentum und der Islam. Rund eine Million Jesidinnen und Jesiden gibt es weltweit, die meisten von ihnen leben in den ursprünglichen Hauptsiedlungsgebieten im nördlichen Irak, in Nordsyrien und in der südöstlichen Türkei.

Dass es diese Volksgruppe überhaupt gibt, dürften die meisten Europäer erst seit wenigen Jahren wissen. 2014 verübte die Terrormiliz Islamischer Staat (IS) einen Genozid an den Jesiden im irakischen Sindschar-Gebirge. Wer nicht rechtzeitig fliehen konnte, den stellten die Terroristen vor die Wahl, entweder zum Islam zu konvertieren oder getötet zu werden. 10.000 verloren damals ihr Leben. Hunderttausende flohen. 7.000 Frauen und Mädchen wurden verschleppt, als Sklavinnen verkauft, missbraucht. Bis heute sind 3.000 von ihnen nicht zurückgekehrt. Und nach wie vor leben hunderttausende Jesidinnen und Jesiden in Camps in der Autonomen Region Kurdistan. Anfang des Jahres hat der Deutsche Bundestag den Völkermord



Drei Jahre lang hauste der IS in der Georgskirche in Mossul, Restauriert ist noch nichts. Auf der Außenmauer steht heute:

an den Jesiden anerkannt. Mitte März hat die deutsche Außenministerin Annalena Baerbock den Irak besucht und sich lange mit Vertreterinnen und Vertretern der Jesiden getroffen.

Deutschland hat dort einen guten Ruf, kam das erste konkrete Hilfsprogramm damals aus Baden-Württemberg. Rund tausend jesidische Frauen und Kinder, die Opfer des IS geworden waren, nahm das Bundesland auf. Die Verbrechen, die an den Menschen verübt wurden, müssten bestraft werden, sagte die Außenministerin. Nachdem die internationale Gemeinschaft den Völkermord nicht habe verhindern können, müsse sie wenigstens dafür „sorgen, dass Gerechtigkeit geschaffen wird“. Zweifellos eine wichtige Botschaft an die Jesidinnen und Jesiden, aber auch an alle anderen Menschen im Irak.

Vier Tage hatte Baerbock sich Zeit genommen, so lange wie noch für kein anderes Land. Doch Zeit für ein Gespräch mit einem Kirchenvertreter vor Ort hatte sie nicht. Keinen einzigen hatte sie getrof-



Katja Buck

wenn einige Kirchen derzeit mühsam wieder aufgebaut werden, regelmäßige Gottesdienste werden dort wohl kaum mehr stattfinden. Nach Mossul sind so gut wie keine Christen mehr zurückgekehrt.

Im Gegensatz zu dem Genozid an den Jesiden, kann das, was der IS den Christinnen und Christen angetan hat, nicht als Völkermord bezeichnet werden – so schrecklich auch alles war, was sie erleben mussten. Neben der Konversion zum Islam gestanden die IS-Terroristen ihnen als Anhänger einer sogenannten Buchreligion noch zu, sich entweder als Bürger zweiter Klasse unter ein islamisches Regime zu fügen und eine Schutzsteuer zu zahlen, oder zu fliehen. Letzteres taten Hunderttausende aus der Niniveh-Ebene, ermordet wurden aber nur wenige.

Die Erinnerung an Verfolgung und Genozid haben die Christinnen und Christen aber sehr wohl in ihrem kollektiven Gedächtnis bewahrt. 1915 hatten es die Jungtürken im Osmanischen Reich auf diese Religionsgemeinschaft abgesehen. 1,5 Millionen armenische Christinnen und Christen kamen dabei um, zehntausende assyrische und aramäische Christinnen und Christen starben bei Massakern oder auf der Flucht. 5.000 fanden damals Zuflucht im Sindschar-Gebirge bei den Jesiden. Obwohl unter ihnen Typhus grassierte, wurde ihnen Land gegeben, auf dem sie bleiben durften. Und obwohl die Jungtürken verboten hatten, Christinnen und Christen zu helfen, waren damals jesidische Männer den Flüchtenden entgegengeritten, um herumirrende Frauen und Kinder vor dem Tod zu retten. Diese Geschichte verbindet bis heute Christen und Jesiden im Irak.

Katja Dorothea Buck

**zerschlug alle Kreuze und zerstörte die Inneneinrichtung.
„Liebet einander, so wie ich euch geliebt habe.“ (Joh 13,34)**

fen, was nicht nur in Kirchenkreisen auf Unverständnis stieß. Man sei Deutschland unendlich dankbar für alle Unterstützung, sagte die jesidische Prinzessin Mayan Khairi Saeed Beg, die oberste weltliche Repräsentantin der Jesiden, zwei Wochen nach dem hohen Besuch in Lalisch, dem jesidischen Heiligtum im Nordirak. Man solle aber das Leid der anderen nicht vergessen: „Wer das Leid der Jesiden sieht, darf das Leid der Christen nicht vergessen. Und umgekehrt. Wer sich um Christen im Irak kümmert, sollte die Jesiden nicht vergessen. Wir haben nur gemeinsam eine Zukunft.“

Denn auch um die Christen im Irak muss man sich Sorgen machen: Seit dem Einmarsch der USA vor 20 Jahren ist ihre Zahl von 1,5 Millionen auf 300.000 gesunken. Wer konnte, ging ins Ausland. Die Gesamtbevölkerung dagegen hat sich fast verdoppelt. Besonders schlimm zeigt sich diese Entwicklung in Mossul, wo der IS 2014 alle 30.000 Christen vertrieben hatte. So gut wie alle Kirchen sind in der Millionenstadt am Tigris zerstört. Auch

Bedrohte Minderheit oder integraler Bestandteil?

Über Christen, Muslime und Juden in Palästina und Israel

Es gibt nur noch wenige arabische Christinnen und Christen im Heiligen Land. Egal ob in Israel oder Palästina, ihr Anteil an den jeweiligen Bevölkerungen liegt bei unter zwei Prozent. Wer sie als Minderheit bezeichnet, muss sich darüber im Klaren sein, dass „Minderheit“ nicht nur eine Frage der Zahlen ist, sondern auch ein Konzept, mit dem Politik gemacht werden kann.

Seit langem wird darüber diskutiert, ob die Christen in Palästina eine Minderheit sind oder nicht. Die einen finden, dass sie sehr wohl eine Minderheit in der palästinensisch-muslimischen und israelisch-jüdischen Mehrheitsbevölkerung sind und dass sie in einer schwierigen und bedrohlichen Situation sind. Die anderen argumentieren, dass palästinensische Christen keine Minderheit sind, sondern integraler Teil der palästinensischen Gesellschaft. Die Gegenposition sei eine koloniale Taktik des „divide et impera“ (deutsch: teile und herrsche).

Es lässt sich nicht bestreiten, dass palästinensische Christen im Vergleich zur muslimischen und jüdischen Bevölkerung im Heiligen Land eine kleine Bevölkerungsgruppe sind, die aufgrund zahlreicher Herausforderungen eine Minderheit geworden sind. Historische Ereignisse wie die islamischen Eroberungen, der Aufstieg des Osmanischen Reiches und die britische und zionistische Kolonialzeit hatten tiefgreifende Auswirkungen auf die christliche Bevölkerung in der Region. Christen sahen und sehen sich Heraus-

forderungen, Spannungen und Diskriminierung sowohl durch israelische Juden als auch durch palästinensische Muslime ausgesetzt.

Die Gegenposition sieht in palästinensischen Christen keine Minderheit, sondern einen integralen Bestandteil der vielfältigen, palästinensischen Gesellschaft. Die Präsenz der Christen habe die kulturelle, soziale und intellektuelle Landschaft der Region seit Jahrhunderten geprägt und präge sie bis heute, so die Argumentation. Wer palästinensische Christen als Minderheit betrachte, folge einer kolonialen Strategie, die Solidarität zwischen Christen und Muslimen in Palästina zu brechen.

Ich persönlich denke, dass beide Positionen nicht unbedingt im Widerspruch zueinander stehen, sondern beide im heutigen Palästina zutreffen. Man kann nicht leugnen, dass die Christen im Vergleich zur muslimischen und jüdischen Bevölkerung eine kleine Bevölkerungsgruppe sind, und dass sie sich zuweilen von ihren palästinensischen muslimischen Brüdern und Schwestern diskriminiert und bedroht fühlen, zumal seit Anfang der 2000er Jahre der palästinensische Kampf einen islamischen Charakter angenommen hat. Bestimmte muslimische Gruppierungen vertreten konservative und extreme Positionen.

Diese Spannungen und Unterschiede wurden jedoch von den Kolonialmächten bewusst überbetont. Ob Osmanen, Briten

**Alles andere als Außenseiter:
Arabische Christinnen und
Christen an Gründonnerstag
in Jerusalem**



Katja Buck

oder Zionisten – alle haben versucht, das Band zwischen palästinensischen Christen und Muslimen zu zerreißen, um eine gemeinsame Front zu schwächen. Westliche Medien stellen heute palästinensische Muslime gerne als Terroristen und Extremisten dar, die Christen verfolgen. Dies entspricht weder der Realität, noch kann dies durch qualitative oder quantitative Untersuchungen belegt werden. Vielmehr fühlen sich palästinensische Christen tief verwurzelt im palästinensischen Volk und setzen sich für dessen Entwicklung ein. Sie sind nicht irgendwelche Außenseiter.

Egal, welche Position überzeugender erscheint, man muss immer fragen, warum jemand die eine Position und nicht die andere vertritt. Warum ist jemand so erpicht darauf zu betonen, dass Muslime

und Christen nicht miteinander auskommen? Oder warum will jemand unbedingt zeigen, dass palästinensische Muslime und Christen eine Einheit sind? Oft will man damit ein einfaches Bild zeichnen, oder man verfolgt politische Zwecke und will Menschen außerhalb Palästinas davon überzeugen, eine bestimmte Position zum palästinensisch-israelischen Kolonialkonflikt einzunehmen. Eine weitere wichtige Frage ist: Wer vertritt wem gegenüber welche Position? Und warum nicht zuallererst den palästinensischen Christen selbst zuhören statt den westlichen Kommentatoren?

Die Situation der palästinensischen Christen ist alles andere als einheitlich. Je nach dem, ob sie in Bethlehem, Gaza, Jerusalem, Lydda oder Nazareth leben, unterscheiden sich die jeweiligen Erfahrungen und Herausforderungen. Für alle gilt aber gleichermaßen, dass sie sich dafür verantwortlich fühlen, dass die palästinensische christliche Gesellschaft gedeiht und ihre reichen Traditionen fortführen kann trotz der zionistischen Kolonialbewegung und anderer Herausforderungen in der Region. Denn was wäre, wenn es im Heiligen Land nur noch alte Steine und keine „lebendigen Steine“ mehr gibt, also keine christlichen Palästinenser, die den christlichen Glauben leben.

*John S. Munayer (Jerusalem)
ist Theologe und Politologe. Seine Schwerpunkte sind Christen in Palästina und Interreligiöser Dialog.*

Wo Gott die Einheit unter den Menschen austestet

Eine Ode an Jerusalem

Blickt man als Christ vom Ölberg aus auf die Altstadt, springt es einen förmlich an: Wow, das ist Jerusalem! Sofort kommt einem Psalm 122 in den Sinn, ein Wallfahrtslied Davids. „Ich freute mich über die, die mir sagten: Lasset uns ziehen zum Hause des HERRN! Nun stehen unsere Füße in deinen Toren, Jerusalem.“

Angesichts dieses Panoramas wendet sich der christliche Glaube hin zu seinen jüdischen Quellen. Dabei ist das, was heute zur Schönheit dieses Anblicks beiträgt, ... eine Moschee! Aber so ist Jerusalem! Auf weniger als einem Quadratkilometer – das ist etwa so groß wie der Platz der Republik in Berlin – hatte Gott die verrückte Idee, die heiligste Stätte des Judentums, die heiligste Stätte des Christentums und die erste vom Islam errichtete heilige Stätte anzuordnen.

„Jerusalem ist gebaut als eine Stadt, in der man zusammenkommen soll“, heißt es im Psalm weiter. Und doch hört man von Jerusalem nur wegen Spaltungen und Spannungen. Die Bibel sagt zu Recht über Jerusalem, dass sie sowohl ein Schatz als auch eine Hure ist. Eine Freude und eine Qual. Die Verflechtungen zwischen den Religionen können wie ein mächtiger Fahrstuhl der Gefühle sein. Innerhalb weniger Wochen habe ich aufgrund von Religion Szenen unerträglichen Hasses erlebt. Aber ich habe auch dank der Gläubi-



gen der drei monotheistischen Religionen immer wieder den Himmel offen gesehen.

Vielleicht kann genau deswegen Jerusalem die Rolle erfüllen, die Gott ihr zugedacht hat: aus einer Menge einen einzigen Leib zu machen. Dafür gibt es aber mindestens zwei Anforderungen. Erstens muss man sehr genau wissen, wer man selbst ist, also zu welcher Religion man gehört und welchen Glauben man hat. Wie in der Musik muss jede und jeder treu nach der Partitur spielen. Und wie in der Musik muss man beim Spielen nicht nur seinen Part können, sondern auch auf den Nachbarn hören. Wer diese Gleichzeitigkeit von Selbstrespekt und dem anderen Zuhören beherrscht, kann lernen, alle harmonischen Feinheiten des Gesamten zu hören. Eine Religion aus Jerusalem wegnehmen, ist so, als würde man ein Instrument aus einem Schubert-Trio entfernen. Das macht keinen Sinn.

Die zweite Anforderung ist, zu akzeptieren, dass man mitspielen muss. Man darf nicht einfach mit seiner Geige unter dem Arm den Raum verlassen, nur weil das Cello größer ist oder das Klavier zuerst angefangen hat.



„Jerusalem ist gebaut als eine Stadt,
in der man zusammenkommen soll“,
heißt es in Psalm 122.

Eines Tages überraschte ich meinen Freund Ahmad beim Beten. Der innere Frieden, der von ihm ausging, lehrte mich mehr als das Lesen der Sureen. Man bekommt kein derart verklärtes Gesicht, wenn man nicht ganz eins ist mit dem Göttlichen.

Und was kann man zum Christentum sagen? Über die 180.000 arabischen Christen, in drei Konfessionen, unterteilt in 13 Riten, verteilt auf ebenso viele Diözesen, in einem Gebiet, das kaum größer ist als das Bundesland Hessen? Außergewöhnlich ist, dass christliche Familien eine ständige Ode an die Ökumene leben. Es gibt keine Familie, die nicht aus Mitgliedern verschiedener Konfessionen und Riten besteht. Sie üben täglich, mit der Vielfalt zurechtzukommen, ohne sie zu verleugnen oder auslöschen zu wollen.

Unter westlichen Pilgerinnen und Pilgern gehört es zum guten Ton, sich über die chaotischen Zustände in der Grabeskirche zu mokieren. Dabei ist sie einer der wenigen Orte auf der Welt, an dem Christinnen und Christen aller Kulturen und Konfessionen in der Einheit des Glaubens an den hier gestorbenen und auferstandenen Jesus zusammenkommen. Das ist überwältigend.

Das Jerusalem, das ich liebe, ist genau das: ein Laboratorium, in dem Gott uns alle vereinen will, ohne uns zu verwirren. Wie wäre es, wenn wir diese Herausforderung annehmen?

Marie-Armelle Beaulieu ist seit 2008 Chefredakteurin von „Terre Sainte“ in Jerusalem, der Zeitschrift der Franziskanerkustodie des Heiligen Landes.

Man spricht vom Judentum in Israel. Dabei gibt es eine Vielzahl von Ausprägungen des jüdischen Glaubens. Und in jeder Hauptströmung gibt es wiederum eine ganze Palette von Farben. Man muss lernen zu entdecken, dass unter den schwarz-weiß gekleideten Ultraorthodoxen jedes noch so kleine Detail eine Bedeutung hat, wie die Anzahl der Knöpfe am Gehrock (falls es welche gibt), oder ob man Schnürsenkel an den Schuhen trägt oder nicht... Man muss sein Auge schulen und sich auf das Subtile einlassen. Das ist, als versuche man, alle Noten einer Symphonie zu hören.

Der Islam erscheint am kohärentesten unter den drei Religionen in Jerusalem, weil der sunnitische Islam die am weitesten verbreitete Ausprägung ist. Ich kenne den Koran nur wenig, aber ich habe einige Werte des Islam schätzen gelernt: die Sorge um den anderen, Großzügigkeit, Gastfreundschaft und die Vorrangstellung des Gebets. „Kommt zum Gebet, kommt zur Glückseligkeit“, singt der Muezzin. Und wenn er uns mitten in der Nacht weckt, hat er auch noch so viel Humor, dass er hinzufügt. „Das Gebet ist besser als der Schlaf.“

Den Feind als Menschen wahrnehmen

Palästinensische Befreiungstheologen über Antisemitismus

Über Antisemitismus wird in Palästina genauso ungeredet wie über den Holocaust. Die befreiungstheologische Laienbewegung Sabeel tut es trotzdem. Sie hat kürzlich ein Buch herausgegeben, das Antisemitismus in der palästinensischen Gesellschaft thematisiert.

An palästinensischen Schulen ist der Holocaust an den Juden kein Thema für den Geschichtsunterricht. Kinder und Jugendliche wissen in der Regel nicht, dass die Nazis sechs Millionen Juden und Jüdinnen in den Tod geschickt haben. Doch auch unter Erwachsenen wird entweder über den Holocaust geschwiegen oder die Opferzahlen werden in Zweifel gezogen. Sie seien maßlos übertrieben, um weltweit Empathie für die jüdische Sache zu erzeugen, heißt es. Und außerdem: Warum sollte man sich mit dem Holocaust an den Juden beschäftigen, wo sich die Welt doch auch nicht darum schert, dass 1948 bei der Staatsgründung Israels 750.000 PalästinenserInnen enteignet und vertrieben wurden?!

Gegen dieses gängige Argumentationsmuster setzt die befreiungstheologische Laienbewegung Sabeel jetzt einen Kontrapunkt. Man müsse dringend über Antisemitismus in den eigenen Reihen reden, wenn man irgendwann einmal Frieden und Gerechtigkeit in Palästina haben wolle. Dazu gehöre, das Leid der anderen anzuerkennen. Nach vierjähriger Arbeit hat Sabeel im April 2023 das Buch „This is Where We Stand – A Sabeel Reflection on Antisemitism“ vorgestellt. Es solle helfen, „zu erkennen, wo wir in Vorurteile oder Diskriminierung verwickelt sind“,

heißt es im Vorwort. Rassismus, Hass und Diskriminierung fänden offene Türen, wenn man sich nur mit der eigenen Gruppe identifiziere und das Leiden anderer vernachlässige. Dann versage man darin, ganz Mensch zu sein.

„Wir fordern die Palästinenser auf, klar zwischen den Handlungen des Staates Israel und den Handlungen der Juden zu unterscheiden“, heißt es in dem Buch, das bisher nur auf Englisch vorliegt, demnächst aber auch ins Arabische übersetzt werden soll. Wenn man als Palästinenser über Antisemitismus spreche, dürfe man „die Herausforderungen, mit denen die Palästinenser täglich konfrontiert sind“, nicht ignorieren. Deswegen sind für Sabeel das Engagement gegen Antisemitismus und der Einsatz für Gerechtigkeit in Palästina zwei Seiten der gleichen Medaille. „Der Kampf gegen Judenhass und der Kampf gegen die Unterdrückung der Palästinenser sind untrennbare Teile des größeren Kampfes, zu dem wir aufgerufen sind – als Christen, als Palästinenser oder einfach als Menschen: der universelle Kampf für Menschenwürde und Menschenrechte, wann immer diese irgendjemandem irgendwo verweigert werden“, heißt es am Ende des Buches.

Als „wichtig, mutig und kreativ“ bezeichnet der israelische Jesuit David Neuhaus die Schrift. Wichtig, weil darin Antisemitismus und das Leid der Palästinenser in Zusammenhang gebracht würden. Mutig, weil dieser Diskurs in der palästinensischen Gesellschaft keinesfalls gewollt sei und es als Schwäche gesehen werde, wenn man das Leid und die Angst der an-



Eine ehrliche Diskussion über Antisemitismus ist wie der Durchbruch durch die Mauer des Schweigens und Ignorierens.

deren an sich heranlasse und so den eigentlichen Feind als Menschen wahrnehme. „Kreativ ist der Ansatz, weil darin das Bild einer Zukunft entworfen wird, in der es keinen Antisemitismus, keinen Rassismus, keine Islamophobie, aber auch keine Besatzung, keine Diskriminierung und keine Gewalt gibt“, sagt Neuhaus.

Auch bei denen, die sich schon lange im interreligiösen Dialog engagieren, rennt Sabeel mit seinem Buch offene Türen ein. Hana Bendcowsky, die Direktorin des Jerusalemer Zentrums für Jüdisch-Christliche Beziehungen (JCJCR), The Rossing Center, fordert schon lange, sich mit den Ängsten und dem Leid des Gegenübers auseinanderzusetzen und ihm mit Empathie zuzuhören. Dann erst sei ein ehrlicher Austausch möglich. „Gegen Antisemitismus zu kämpfen, schließt mit ein, gegen alle Formen von Ungerechtigkeit, Islamophobie und Menschenrechtsverletzungen zu kämpfen.“

Anerkennung bekommt Sabeel für das Buch auch von Guy Alaluf. „Ich bin dankbar dafür, dass Sabeel dieses Thema

anpackt und in Antisemitismus ein Problem sieht, mit dem die palästinensische Gesellschaft umgehen muss“, sagt der orthodoxe Rabbiner und Dozent für Bibel und Talmud. Er habe den Text drei Mal gelesen und habe nichts finden können, was er nicht genauso selbst sagen könne. Wie Antisemitismus beschrieben würde, genauso fühle es sich auch für ihn als Juden an. Der Begriff des Zionismus, nämlich die Idee von einer Heimstätte für das jüdische Volk, werde in dem Buch sehr exakt in den Blick genommen, als ein koloniales Projekt auf Kosten anderer. „Wir müssen zu einer neuen Definition von Zionismus kommen“, sagte Alaluf. Dies müsse beinhalten, „dass Gott uns alle hier in diesem Land haben will mit gleichen Rechten, Juden, Christen, Muslime, Israelis und Palästinenser.“ Dann könnten Israelis und Palästinenser gemeinsam ein neues Israel aufbauen. „Das Buch gibt mir die Hoffnung, dass es möglich ist“, sagte der Rabbi.

Katja Dorothea Buck

Das Buch gibt es als PDF-Download (\$ 5) über www.fosna.org/fosnabookstore

Bischofsbesuch an den Schneller-Schulen

Stuttgart/Khirkbet Kanafar/Amman (EVS). Der württembergische Landesbischof Ernst-Wilhelm Gohl hat Mitte Mai beide Schneller-Schulen im Libanon und in Jordanien besucht. An der Johann Ludwig Schneller-Schule (JLSS) im Libanon nahm er an der feierlichen Einweihung einer neuen Lehrwerkstatt für die Ausbildung im Elektrik-Bereich teil. Hier soll künftig nicht nur Industrieelektrik unterrichtet werden, sondern auch die Ausbildung an Elektrofahrzeugen möglich sein.



Mit dem Durchschneiden des weißen Bandes galt die Werkstatt als offiziell eingeweiht.



Gang über das Gelände in Amman: Uwe Gräbe, Ernst-Wilhelm Gohl, Christine Keim, Ökumene-referentin der Württembergischen Landeskirche, Khaled Freij und eine mitgereiste Journalistin.



Bischof Gohl in Amman. Mit dabei EVS-

In Jordanien konnte Gohl an einer Sitzung des Verwaltungsrates der Theodor-Schneller-Schule (TSS) teilnehmen. Direktor Pfarrer Khaled Freij stellte dabei seine Pläne zur umfassenden Renovierung des Internatsgebäudes vor. Deutlich wurde dabei, dass diese ohne eine Investition von rund einer Million Euro kaum

machbar sein wird. Die TSS wird dafür auf zusätzliche Spenden angewiesen sein.

Zu den Höhepunkten im Schuljahr gehört die Jahresabschlussfeier, bei der die Schülerinnen und Schüler, die ihren Schulabschluss bestanden haben, besonders gewürdigt werden. Bischof Gohl hat



Der neue Hangar, in den die Elektrolehrlinge bereits gezogen sind. Künftig soll hier auch die Ausbildung an E-Autos stattfinden



einem der Klassenzimmer der Theodor-Schneller-Schule. Geschäftsführer Uwe Gräbe und eine Journalistin



Bischof Gohl lässt sich von Direktor George Haddad die Johann-Ludwig-Schneller-Schule zeigen. Dahinter die beiden Ehefrauen, Laure Haddad und Gabriela Gohl.

te die Gelegenheit, dieses große Fest mitzufeiern. Herausragend waren dabei die Darbietungen der Theatergruppe und des Schulchores unter der Leitung der hoch engagierten Musiklehrerin und Sängerin Qamar Badwan. Und für den württembergischen Landesbischof war es eine besondere Freude, dass dieses Musikprojekt vor

einer Zeit durch eine Spende seiner Kirche angestoßen worden war.

Über seine Eindrücke von den beiden Schulen schreibt Bischof Ernst-Wilhelm Gohl in seiner Besinnung auf Seite 2f.

Das Gefühl, wieder atmen zu können

Ein ehemaliger Schüler der TSS blickt zurück

Omar Taweel ist 18 Jahre alt und hat 2020 seinen Abschluss an der Theodor-Schneller-Schule (TSS) in Amman gemacht. Er erinnert sich noch gerne an die Zeit im Internat und in der Schule. Diesen Sommer macht Omar sein „Tawjihi“, also sein Abitur und will sich dann für ein Studium bewerben.

Ehrlich gesagt war meine Zeit im Internat die beste meines Lebens. Ich war in der ersten Klasse auch schon mal in der TSS, aber nur in der Tagesschule. Damals bin ich immer allein mit dem Bus zur Schule gefahren. In meinen riesigen Hosentaschen hatte ich das Busgeld, und eines Tages auch einen extra Dinar, den mir meine Mutter geschenkt hatte. Als ich an der Schule ankam, musste ich mit Erschrecken feststellen, dass das Geld aus meiner Tasche gefallen war. Vor mir stieg mein Lehrer aus und bückte sich, um das Geld aufzuheben. Er nahm es an sich und steckte es ein. Ich war entrüstet und ging zur Direktorin, um mich über den Lehrer zu beschweren. Er wurde gerufen, und in ihrem Büro habe ich dann feststellen müssen, dass mein Dinar noch immer in meiner Hosentasche war. Der Lehrer hat es zum Glück mit Humor genommen und mir seinen Dinar sogar noch geschenkt.

Meine Familie hat mich dann aber wieder von der Schule runtergenommen, weil es meine Onkel ärgerte, dass ich auf einer christlichen Schule war. Außerdem war die Schule weit weg. Meine Eltern hatten sich gerade getrennt und meine Mutter hatte Angst, das Sorgerecht zu verlieren, wenn ich nicht bei ihr wohnte.



EMS/Schnotz

„Die TSS hilft Kindern, sich im eigenen Leben besser zurechtzufinden“, sagt Omar Taweel.

In Jordanien gibt es drei verschiedene Schulträger. Die meisten Schulen in Jordanien sind staatliche bzw. öffentliche Schulen. Dann gibt es noch die so genannten UNRWA-Schulen für Kinder palästinensischer Herkunft, die in den Camps leben. Außerdem gibt es private Schulen wie die TSS. In staatlichen Schulen wird das Lernen nicht so ernst genommen. Und auch in den UNRWA-Schulen wird man nicht gut auf die weiterführende Schule vorbereitet, wo man dann sein Abitur machen kann.

Ich habe alle drei Schularten kennen gelernt. Nach der ersten Klasse an der TSS wechselte ich an eine UNRWA-Schule. Von dort kam ich in der achten Klasse zurück an die TSS und war dort dann auch im Internat. Meine vorherige Schule war wie ein Gefängnis. Schneller ist das absolute Gegenteil. Allein schon der Weg vom Eingangstor bis zum Internat ist wunderschön. Das Grün der Wiesen und Bäume im Frühling, aber auch die Felder im Sommer liebe ich sehr.

Ich hatte das Gefühl an der TSS wieder atmen zu können und mir ging es viel besser als an meiner vorherigen Schule. In staatlichen oder UNRWA Schulen für Jungs gibt es viele Streitereien. Regelmäßig bringen Kinder auch Messer mit in die Schule. An der TSS habe ich so eine Gewalt nie erlebt. Natürlich haben wir uns auch mal gestritten. Gerade in den Wohngruppen gab es ab und zu Raufereien, aber das war eher ein Raufen unter Brüdern und nie wirklich ernst gemeint. Mein Erzieher Adham war in dieser Zeit wie ein Vater für mich und hat mich durch schwierige Zeiten begleitet.

Das Internat an der TSS ist aus drei Gründen wichtig. Kinder, die keine Familie haben, können hier eine Familie und ein Zuhause finden. Kinder, die keine Zeit fürs Lernen haben und auch keine Unterstützung bekommen, können dies hier finden. Denn an der TSS ist alles sehr gut durchgeplant und strukturiert. Das kann einem helfen, sich im eigenen Leben besser zurechtzufinden. Kinder, die zuhause kein Essen oder Kleidung bekommen, werden hier super versorgt. Das hört sich

simpel an, macht aber für viele Kinder einen großen Unterschied.

Die Corona-Zeit war sehr einschneidend für mich. Plötzlich fiel die TSS als sicherer Hafen weg, und ich lebte wieder komplett bei meiner Familie. Hinzu kam, dass der Lockdown in Jordanien sehr streng war. Irgendwann wurde das Geld knapp und wir hatten gar kein Essen mehr zuhause. Ich habe angefangen zu arbeiten, anstatt den Online-Unterricht zu besuchen. Als wir nur noch Joghurt und Mehl zuhause hatten, habe ich versucht daraus eine Art Brot zu backen. Während es im Ofen buk, habe ich im Koran gelesen, weil das den Segen vergrößern soll. Das Brot wurde riesig.

Diese Ausfälle durch Corona haben mir Schwierigkeiten gemacht, als ich dann auf die weiterführende Schule kam, um dort mein Abitur zu machen. Mittlerweile habe ich das alles gut aufgeholt und bereite mich auf meine Abschlussprüfungen im Sommer 2023 vor. Ich habe vor, mich an vielen Universitäten zu bewerben, vor allem im Ausland, da ich sehr gerne etwas mit Sprachen studieren würde. Ich kann mir zum Beispiel vorstellen, in der Türkei Übersetzung zu studieren oder in Deutschland. In Jordanien hält mich jedenfalls gerade nichts mehr.

Dieser Text ist entstanden nach einem Gespräch, das Lisa Schnotz vom Vorstand des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen mit Omar Taweel geführt hat.

Wenn einem Aufnahmeland die Luft ausgeht

Der Libanon will nicht länger für syrische Flüchtlinge sorgen

Mitten im politischen, wirtschaftlichen und ökologischen Kollaps des Libanon spielt sich ein Drama ab, welches immer mehr aus dem Blick der Welt gerät. Mittlerweile fordern selbst religiöse Autoritäten im Libanon, dass syrischen Flüchtlingen nur noch innerhalb Syriens geholfen werden solle.

Wer vom Flughafen in die Stadt Beirut fährt, wird bereits an der ersten roten Ampel erleben, wie sich syrische Flüchtlingsfrauen und Kinder an das Auto drängen und um etwas Geld bitten. In der Hamra, der einstmals angesagten Ausgehmeile der Stadt, ist man fast niemals ohne syrische Begleitung unterwegs: Schuhputzer, bettelnde Kinder, die mit zäher Ausdauer hinter einem herlaufen und einem an der Kleidung zupfen, zerlumpte Mütter an den Straßenecken, die dem Besucher ihre Babys entgegenhalten. Und: Man stumpft ab. Was einen beim ersten Besuch in dieser Stadt noch erschüttern mag, wird irgendwann zur gewohnten Kulisse. Bestenfalls bezahle ich beim Imbiss an der Ecke für zwei oder drei Portionen, wenn ich dort eine Man'oushe, die köstliche arabische Pizza, esse. Der altingesessene Bäcker weiß am besten, wer eine kostenlose Portion am nötigsten hat.

In der libanesischen Gesellschaft besteht ein breiter Konsens, dass die Flüchtlinge des Syrienkrieges baldmöglichst das Land verlassen sollen – und dies aus drei Gründen: Der Syrienkrieg sei weitgehend vorbei, die Not der Libanesen selbst

Der württembergische Landesbischof Ernst-Wilhelm Gohl im Gespräch mit dem Großmufti des Libanons, Sheikh Abdul Latif Darian.



sei mittlerweile unermesslich, und wenn die überwiegend sunnitischen Flüchtlinge dauerhaft bleiben würden, dann würde dies den „konfessionellen Proporz“, auf den die staatlichen Institutionen seit dem „Nationalpakt“ von 1943 gegründet sind, massiv gefährden.

Bereits am 27. September 2022 veröffentlichte das libanesisches Bildungsministerium einen Erlass, in welchem den Privatschulen des Landes (die von der Mehrheit der schulpflichtigen libanesischen Kinder besucht werden) die Aufnahme syrischer Schülerinnen und Schüler untersagt wurde: Jeder Versuch der „Integration“ dieser Flüchtlinge sei ein strafbarer „Verstoß gegen die staatliche und öffentliche Ordnung“. Immer wieder kommt es auch zur Abschiebung von Flüchtlingen über die Grenze nach Syrien. Während der Libanon weiterhin ohne eine gewählte Regierung und ohne einen Staatspräsidenten ist, zeigt sich der Staat zumindest in diesem Bereich handlungsfähig.

In dieser angespannten Situation besuchte die Delegation des württembergischen Landesbischofs Ernst-Wilhelm



EMS/Gräbe (2)



Auch mit dem maronitischen Patriarchen, Bishara Kardinal Raï, sprach Gohl über die Frage der syrischen Flüchtlinge im Libanon.

Gohl im Mai auch den maronitischen Patriarchen, Bishara Kardinal Raï, und den Großmufti der Republik Libanon, Sheikh Abdul Latif Darian. Diese höchsten religiösen Autoritäten des Landes erfüllen nicht nur eine geistliche, sondern angesichts des konfessionellen Proporz vor allem auch eine massiv politische Funktion.

Beide appellierten gegenüber der Bishofsdelegation an die Weltgemeinschaft, syrischen Flüchtlingen in Syrien selbst zu helfen, und nicht mehr im Libanon. Ein Land, von dessen weniger als fünf Millionen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern mittlerweile der größte Teil nicht mehr in der Lage ist, sich selbst zu ernähren, sei mit der Aufnahme von rund zwei Millionen Syrerinnen und Syrern schlicht überfordert. Eine Fortsetzung der internationalen Flüchtlingshilfe im Libanon, so der Patriarch, sei der Versuch des „Westens“, ein Problem auf Kosten eines ohnehin am Boden liegenden Dritten zu lösen. Zudem handele es sich dabei schlicht um Realitätsverweigerung angesichts der unübersehbaren Tatsache, dass Assad den Krieg in Syrien leider gewonnen habe.

Als Beleg, dass eine Rückkehr der Flüchtlinge ohne weiteres möglich sei, wurde immer wieder die Zahl von 30.000 bis 40.000 Syrerinnen und Syrern genannt, die während des Ramadan zu Familienbesuchen über die Grenze gependelt hätten. Natürlich ist dies nur ein Bruchteil der insgesamt „zwei Millionen“, – eine Zahl, die immer wieder genannt wurde, wohl aber nicht nur Flüchtlinge, sondern auch schon lange im Libanon ansässige syrische Staatsbürger umfasst. Und so vertiefte Patriarch Raï diese Frage auch nicht weiter, sondern lobte ausdrücklich das gemeinsame Engagement von protestantischen Kirchen im Libanon und Württemberg, die über die EMS und den EVS miteinander verbunden sind. Wo staatliche Institutionen nicht mehr funktionieren, komme den kirchlichen Einrichtungen eine umso höhere Bedeutung zu. Nur durch gelebte weltweite Solidarität von Christinnen und Christen und das Gebet füreinander sei es möglich, den Menschen im Libanon Halt und Hoffnung zu geben.

Uwe Gräbe



EVS Evangelischer Verein für die Schneller Schulen

Herzliche Einladung!

Mitgliederversammlung 2023

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) lädt alle Mitglieder und Interessierte ein zu seiner jährlichen Mitgliederversammlung

**am Sonntag, 12. November 2023
in Wendlingen/Neckar
Johannesforum, Albstraße 22**

Wir freuen uns, dass wir unser Jahresfest mit und in der Evangelischen Kirchengemeinde Wendlingen feiern dürfen. Die Gemeinde ist in ganz besonderer Weise mit der Schneller-Arbeit verbunden: Die Orgel, die in den letzten Monaten in der Theodor-Schneller-Schule aufgebaut wurde, hat fast sechs Jahrzehnte Dienst in der Johanneskirche in Wendlingen getan. Heute steht an dieser Stelle das Johannesforum, wo auch die Mitgliederversammlung stattfinden wird.

Um die besondere Beziehung zwischen Wendlingen und Amman zu würdigen, wird der Gottesdienst gemeinsam mit der Gemeinde in der Kirche der Theodor-Schneller-Schule gefeiert und live übertragen. Die Orgel wird dann zum ersten Mal an neuer Stelle öffentlich erklingen. Damit die Gemeindeglieder in Amman die Möglichkeit haben teilzunehmen, wird der Gottesdienst erst am Nachmittag um 16 Uhr stattfinden. In Jordanien ist der Sonntag ein normaler Arbeitstag.

Programm

11:30–13:15

Mitgliederversammlung, Regularien

13:15–14:15

Mittagspause – Gelegenheit zum gemeinsamen Essen für Vereinsmitglieder und Gäste

14:15–14:45

Diavortrag „Neues aus den Schneller-Schulen und aus dem Nahen Osten“

15:00–15:45

Festvortrag KMD Klaus Schulten: „Orgelklang im Nahen Osten gestern und heute, Hintergründe zu den Orgeln im Syrischen Waisenhaus und in den Schneller-Schulen“

16:00–17:15

Simulcast-Gottesdienst der beiden Gemeinden in Wendlingen und Amman

17:30

Schluss

Transport und Aufbau der Orgel waren aufwändig. Deswegen bitten wir um Spenden. Wer mindestens 250 Euro spendet, dessen Name soll auf den Seitenwänden der Orgel angebracht werden.

Spendenkonto: Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen

Evangelische Bank eG

IBAN DE59 5206 0410 0000 4074 10

Kennwort: Orgel TSS



Die Wendlinger Orgel in ihrem neuen „Zuhause“. Das Foto entstand während des Aufbaus in Amman.

Orgelklang im Nahen Osten gestern und heute

Zum Festvortrag bei der EVS-Mitgliederversammlung

Der EVS freut sich, als Festredner KMD Klaus Schulten gewonnen zu haben. Kaum einer kennt sich besser in der Orgellandschaft im Nahen Osten aus. In seiner Zeit als Organist an der Erlöserkirche in Jerusalem hat er die deutsche Orgeltradition Palästinas entdeckt. Das Syrische Waisenhaus spielt dabei eine ganz besondere Rolle, war es doch Hermann Schneller (Direktor der Einrichtung bis 1939), der dafür sorgte, dass im Syrischen Waisenhaus die größte Orgel im gesamten Nahen Osten stand.

Schulten kann mit seinen Forschungen belegen, dass die Orgel- und Kirchenmusik für Hermann Schneller einen zentralen Stellenwert in den Gottesdiensten des Syrischen Waisenhauses hatte, der weit über das rein Musikalische hinausging.

Seine Recherchen der vergangenen zehn Jahre hat Klaus Schulten in einem



Klaus Schulten:

Orgeln im Nahen Osten

Das Syrische Waisenhaus
Jerusalem und seine Orgeln
im Spiegel der Zeit

Erlanger Verlag

für Mission und Ökumene

144 Seiten, circa € 22,-

Buch zusammengefasst, das zur Mitgliederversammlung erscheinen wird. Darin zeigt er anhand von bisher unveröffentlichten und wenig bekannten Berichten und Briefen, warum Hermann Schneller so großen Wert auf Kirchenmusik im Syrischen Waisenhaus legte. In dem Buch werden zahlreiche Bilder zum ersten Mal überhaupt publiziert.

In allen Krisen Kirche bleiben

National Evangelical Church in Beirut
feiert 175 Jahre

Trotz allen Elends und aller Perspektivlosigkeit hat die Trägerkirche der JLSS im Libanon, die National Evangelical Church Beirut (NECB), ihr 175-jähriges Jubiläum mit einem Gottesdienst und einem kleinen Empfang gefeiert. Deutlich dabei wurde, wie wichtig die Stärkung und Ermutigung von ökumenischen Geschwistern gerade in Krisenzeiten ist.

Ruinen, in denen die Schakale heulen – das ist in der Bibel ein häufig gebrauchtes Bild für das von den Babylonern verwüstete Jerusalem. Und ein Bild, das heute sehr gut auch für Beirut passen würde, so die libanesische evangelische Pfarrerin und Hochschuldozentin Rima Nasrallah.

Kann man in einer Situation des totalen wirtschaftlichen, politischen und humanitären Zusammenbruchs ein fröhliches Kirchenjubiläum feiern? 175 Jahre besteht

die NECB in dieser Stadt. Immer wieder haben Menschen sich dafür eingesetzt, dass diese Kirche auch unter schwierigsten Bedingungen die heilmachende Botschaft Jesu Christi verkündigen konnte. Aber jetzt bedarf es schon eines äußeren Anlasses, um dieses Jubiläum zu begehen. Am 14. Mai ist der württembergische Landesbischof Ernst-Wilhelm Gohl mit einer kleinen Delegation seiner Kirche, der EMS und des Schneller-Vereins zu Gast. Und so finden ein Festgottesdienst und ein kleiner Empfang statt, in denen immer wieder aufblitzt, welche Bedeutung gerade in der Krise eine internationale Gemeinschaft hat, in der sich Geschwister gegenseitig stärken und ermutigen.

In seiner Predigt zur Jahreslosung für das Jubiläumsjahr 2023 (1. Mose 16,13) stellte Gohl die libanesischen Geschwister unter die biblische Zusage, von Gott gesehen und aufgerichtet zu werden. Aus den deutschen EMS-Mitgliedskirchen meldeten sich die badische Landesbischöfin Heike Springhardt, der hessen-nassauische Kirchenpräsident Volker Jung und der Missionsratsvorsitzende Detlev Knoche mit mutmachenden Videobotschaften zu Wort, während Kerstin Sommer als Vorsitzende des Schneller-Vereins eine



EMS/ELKWue

Für den EVS und die EMS überreichen Kerstin Sommer und Uwe Gräbe eine Osterkerze dem Leitenden Pfarrer der NECB, Habib Badr.

große Osterkerze als Symbol des Lichtes Christi überreichte. Beeindruckend war zudem die ökumenische Präsenz bei diesem Jubiläum, an dem hochrangige Geistliche aus den Nachbarkirchen – Katholiken, Orthodoxe und Protestanten – wie selbstverständlich teilnahmen.

In dieser Gemeinschaft gelang es Rima Nasrallah, dem Bild von den Ruinen und den heulenden Schakalen eine überraschende Wendung zu geben. Über die Zukunft ihrer Kirche soll sie sprechen – wie

der Prophet Jesaja, der mitten in aller Verwüstung das Wort Gottes verkündet: „Siehe, ich schaffe ein Neues“ (Jesaja 43, 18-21). Dieses „Neue“ kündigt sich dadurch an, dass die Schakale, diese Ruinenbewohner, plötzlich nicht mehr nur heulen, sondern einen Lobpreis Gottes anstimmen (Vers 20). In diesen Lobpreis schließlich wieder mit einstimmen zu können, das sei nun auch den Menschen in dieser Stadt verheißt – und der Kirche vor Ort komme es zu, anderen dazu Mut zu machen.

Uwe Gräbe

Studentinnen helfen Erdbebenopfern

Stuttgart/Beirut (EMS). Zwei deutsche Studentinnen im Libanon haben eine Hilfsaktion für die Erdbebenopfer in Nordsyrien organisiert. Unterstützt wurden sie dabei von ihrer Hochschule – der Near East School of Theology (NEST) in Beirut – sowie ihrer Entsendeorganisation, der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS). „Unser Ziel war es, zwei Lastwagen mit Hilfsgütern für ein Altenheim und medizinische Zentren nach Aleppo zu schicken“, sagt Anna Kierdorf, die in Bonn Theologie studiert und derzeit für ein Auslandssemester im Libanon lebt. Ihre Kommilitonin an der Hochschule in Beirut ist die Berliner Theologiestudentin Antonia Kura. „Wir sind tief betroffen vom Schicksal der Menschen in dieser ohnehin vom Krieg gezeichneten Region. In Solidarität mit ihnen haben wir die Hilfsaktion gestartet“, sagt die 26-jährige.

In der Nacht zum 6. Februar 2023 zerstörten mehrere Erdbeben unzählige Gebäude in der türkisch-syrischen Grenzregion. Zehntausende Menschen kamen dabei ums Leben. Die Erschütterungen waren so stark, dass sie auch im benachbarten Libanon zu spüren waren. „Tage-

lang haben wir miterlebt, wie sich unsere syrischen Kommilitoninnen und Kommilitonen um das Wohlergehen ihrer Angehörigen sorgten“, berichten die beiden Studentinnen. „Jedes Nachbeben war Anlass für neue Gebete und Ängste. Um der Verzweiflung und Hilflosigkeit entgegenzuwirken, beschlossen wir alle gemeinsam zu helfen.“



Antonia Kura und Anna Kierdorf hinter den gesammelten Hilfsgütern kurz vor deren Transport nach Aleppo.

Templerfriedhöfe in Nahost

Ein immer wieder faszinierendes Forschungsthema sind die schwäbischen Templer im Heiligen Land, also die Angehörigen jener pietistisch geprägten Gemeinschaft, die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts nach Palästina kamen und in frommer Erwartung des Reiches Gottes ihre Kolonien gründeten. Jakob Eisler und Ulrich Gräf ist es nun gelungen, die letzten Ruhestätten der Templer im Heiligen Land umfassend zu dokumentieren: In zwei großformatigen Bildbänden stellen sie alle erhaltenen Grabsteine und, soweit erfassbar, auch alle beerdigten Personen vor. In den jeweiligen Kurzbiografien schlüsseln sie verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Beerdigten auf. Dabei kommen nicht allein die Gräber auf den bis heute bestehenden Friedhöfen in Jerusalem und Haifa in den Blick, vielmehr werden Linien bis nach Ägypten und ins libanesisische Broumana gezogen.

Zur Präsentation dieses voluminösen Werkes fand im Juni eine Tagung im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart-Möhringen statt, zu der sich ein überaus zahlreiches Publikum einfand. Während Jakob Eisler über die Entstehung der Templerfriedhöfe im Nahen Osten sprach, legte Ulrich Gräf die Entwicklung der Grabsteine und ihrer Inschriften dar, in der sich widerspiegelt, wie auch die Steinmetzkunst dem Geschmack der jeweiligen Zeit unterworfen ist.

Anrührend war schließlich ein Vortrag des israelischen Historikers Haim Goren über die ersten Siedlungsversuche einer



Templergruppe in der Jezreel-Ebene in der Nähe von Nazareth: Binnen kürzester Zeit war diese Gemeinschaft durch Krankheiten und zahlreiche Todesfälle aufgegraben; nur einen einzigen Grabstein aus dieser Frühphase konnte Goren selbst bergen – ansonsten gingen alle Spuren dieser Unternehmung verloren. Trotz solcher Rückschläge ließen sich die Templer nicht beirren und hielten auch weiter an ihrer Vision fest.

Erst 1950 – nachdem zwischenzeitlich ein großer Teil der Angehörigen dieser Gemeinde Mitglieder der NSDAP geworden und praktisch alle von den britischen Behörden interniert worden waren – verwies der Staat Israel die letzten verbliebenen Templer des Landes. Ein Großteil ihrer Gebäude ist heute wunderschön restauriert.

Wie die beiden verbliebenen Friedhöfe bis heute erhalten werden, stellte Jörg Klingbeil, der Gebietsleiter der Tempelgesellschaft in Deutschland dar. Trotz aller Herausforderungen (darunter dem gelegentlichen Vandalismus), mit denen solche Bemühungen bis heute konfrontiert sind, grenzt es doch an ein Wunder, dass das Erbe der deutschen Templer in Israel bis heute gepflegt und wertgeschätzt wird.

Uwe Gräbe

Bestellungen: Landeskirchliches Archiv, Balingen Str. 33/1, 70567 Stuttgart, archiv@elk-wue.de
Die beiden Bände kosten zusammen 79 Euro plus Versand, einzeln sind sie nicht erhältlich.



EVS Evangelischer Verein für die Schneller Schulen

Wenn Sie gut finden, ...

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) ist sicherlich ein altherwürdiger Verein. Das heißt aber nicht, dass man nur Mitglied werden darf, wenn man bereits ein gewisses Alter erreicht hat.

Wem es wichtig ist, dass im Nahen Osten Kinder, die es nicht leicht haben, ungeachtet von Glaube und Herkunft eine Perspektive für die Zukunft bekommen, ist beim EVS an der richtigen Adresse.



... dass bedürftige Kinder im Nahen Osten eine Chance bekommen, ...

Der EVS fördert und begleitet die Arbeit der Johann-Ludwig-Schneller-Schule in Khirbet Kanafar (Libanon) und der Theodor-Schneller-Schule in Amman (Jordanien).

... dann werden Sie doch Mitglied im EVS!

Gerne schicken wir Ihnen ein Beitrittsformular zu.* Oder Sie laden es auf unserer Homepage www.evs-online.org herunter. Wir freuen uns, wenn wir Sie als unser nächstes Mitglied begrüßen dürfen.

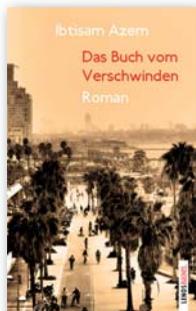
* Evangelischer Verein für die Schneller Schulen e.V.
Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart | Tel. (0711) 63678-39
E-Mail evs@ems-online.de

Der jährliche Mindestbeitrag beträgt 25 Euro, für juristische Personen 50 Euro.

Eine Fiktion mit bitterem Beigeschmack

Was wäre eigentlich, wenn alle Palästinenserinnen und Palästinenser von jetzt auf nachher aus Israel verschwinden würden? Dieser fiktiven Frage geht die palästinensische Autorin Ibtisam Azem in ihrem jüngsten Roman nach.

Ariel und Alaa sind seit vielen Jahren Freunde. Beide leben in Tel Aviv, der eine ist Jude, der andere hat arabische Wurzeln. Eines Morgens sind alle Palästinenserinnen und Palästinenser verschwunden. Die Verwirrung ist groß. Verunsicherung und



Ibtisam Azem

Das Buch vom Verschwinden

Roman. Aus dem Arabischen

übersetzt von Joël László

Lenos Verlag, Basel 2023

271 Seiten, 26 Euro

Angst machen sich breit. Aber eigentlich könnte das Verschwinden der arabischen Bevölkerung auch die Lösung für alle Probleme Israels sein. Die Religiösen im Land sowie die Siedler beginnen schon bald damit, die nun leerstehenden Wohnungen, Häuser und Dörfer einzunehmen.

Ariel macht sich auf die Suche nach seinem Freund Alaa, streift stundenlang durch die Straßen von Tel Aviv immer begleitet von einem roten Heft, das er in Alaas Wohnung gefunden hat. Es ist eine Art Tagebuch mit Erinnerungen an Alaas verstorbene Großmutter. Diese war 1948, bei der Staatsgründung Israels, als 750.000 Palästinenserinnen und Pa-

lästinenser aus ihren Häusern vertrieben wurden, hochschwanger in Jaffa geblieben, das später ein Teil von Tel Aviv werden würde.

Je mehr Ariel in dem roten Heft liest, desto deutlicher wird, wie wenig er verstanden hatte, warum Alaa zum Beispiel nicht anerkennen wollte, dass er in Israel besser lebe als die Flüchtlinge in anderen arabischen Staaten. „Wann begreifst du endlich, dass Tel Aviv die Lüge ist, an die alle glauben?“, hatte ihm Alaa einmal geantwortet. „Jaffa, das waren nicht bloß ein paar Haine mit Orangenbäumen. Und selbst wenn es nur Wüste gewesen wäre – die Lüge, an die ihr glauben wollt, gibt euch noch lange nicht das Recht, uns zu töten und zu vertreiben.“

Ibtisam Azem trifft mit „Das Buch vom Verschwinden“ einen wunden Punkt in der Geschichte und Gegenwart Israels. Selbst 75 Jahre nach der Gründung des heute modernen und prosperierenden Staats ist das Zusammenleben zwischen arabischer und jüdischer Bevölkerung von der schweren Hypothek belastet, den jeweils anderen nicht wirklich zu kennen. Ein bewegender Roman, den man nach der letzten Seite nicht so einfach beiseitelegt.

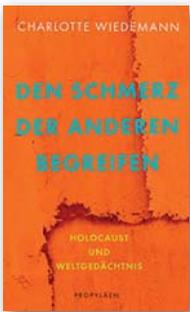
Katja Dorothea Buck

Plädoyer für ein inklusives Weltgedächtnis

Dieses Buch ist ein Plädoyer für eine inklusive Erinnerungskultur. Anstoß dazu bieten der Autorin persönliche Begegnungen mit Menschen und Erinnerungsorten in aller Welt. Diese Geschichten stehen oft in Bezug zur deutschen oder europäischen

Geschichte, werden in Europa aber, wenn überhaupt, als unverbundene, fremde Ereignisse wahrgenommen.

Die selektive Wahrnehmung von Leid – die im Gegensatz zu einem inklusiven Weltgedächtnis steht – ist nach Wiedemann ein Ausdruck mangelnder Empathie für diesen fremden Schmerz. Sie be-



Charlotte Wiedemann
Den Schmerz der Anderen begreifen
Holocaust und Weltgedächtnis
Propyläen, Berlin 2022
289 Seiten, 22 Euro

schreibt die Arbeit von Einzelpersonen und kleineren Initiativen, die mühsam kollektivem Vergessen auf lokaler Ebene entgegentreten und übt scharfe Kritik an einer deutschen, bürgerlich dominierten Erinnerungskultur. Diese habe ihrer Meinung nach v.a. die Funktion der Entlastung des Gewissens der Täternachkommen und schließe all jene aus, die einen aus dieser Perspektive fremden Schmerz ausdrücken möchten.

Jedoch ist nach Wiedemann der Prozess, infolgedessen wir „weniger deutsch auf die Shoah blicken [werden]“, bereits Teil einer Gegenwart, in der eurozentristische Perspektiven auf die Welt und die Geschichte an Dominanz verlieren. Und dann, so Wiedemann, müsse auch die Position des Holocausts neu bestimmt werden. In der Konsequenz werde die Behauptung der Singularität des Holocausts zu

einem subjektiven Bekenntnis und zu einem „Ausdruck eines besonderen Gefühls der Verantwortung“ einiger Deutscher. Von Menschen ohne Täterhintergrund könne man ein solches Bekenntnis allerdings nicht verlangen.

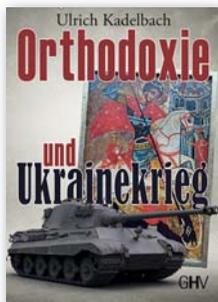
Auf palästinensische Stimmen in der deutschen Erinnerungskultur kommt Wiedemann nach einem Reisebericht aus der Westbank zu sprechen. Angesichts des fortschreitenden Siedlungsbaus hält sie eine Zweistaatenlösung für unrealistisch. Das gleichberechtigte Zusammenleben von Israelis und Palästinensern in einem Staat sei aber nur bei Anerkennung der schmerzhaften Erfahrungen der jeweils anderen Seite möglich. Ähnlich sollte auch in Deutschland palästinensische Geschichte – wie auch israelische Geschichte – als Nach-Geschichte des Holocaust und damit als Teil der eigenen Geschichte wahrgenommen werden. Für Deutschland regt Wiedemann an, auch aus palästinensischer Perspektive auf Israel zu blicken und sich mehr mit jüdischen Stimmen außerhalb Israels zu beschäftigen, die kritisch auf die Politik in Israel schauen.

Das Buch gibt Einblicke in eine persönliche Auseinandersetzung der Autorin mit gegebenen und denkbaren Erinnerungskulturen, eine konkrete Gestalt erhält das Ziel des „Weltgedächtnisses“ dabei aber nicht. Lesenswert sind daher vor allem die Erlebnisberichte, die zum Teil berührende Momentaufnahmen ganz unscheinbarer Erinnerungskultur bieten.

Joscha Quade

Von der Schönheit der Orthodoxie

Spaltungen und Streit hat es in der weltweiten Orthodoxie schon immer gegeben. Doch der Ukrainekrieg stellt alle orthodoxen Kirchen und auch diejenigen, die mit ihnen ökumenisch verbunden sind, vor eine massive Herausforderung. Wie



Ulrich Kadelbach
**Orthodoxie
 und Ukrainekrieg**
 Gerhard Hess Verlag,
 Uhingen 2023
 168 Seiten, 17,90 Euro

halten wir es mit der Russisch Orthodoxen Kirche, deren Patriarch Kyrill den Angriffskrieg Wladimir Putins offen unterstützt? Diese Frage treibt seit anderthalb Jahren viele orthodoxe und nicht-orthodoxe Theologinnen und Theologen um.

Der ehemalige EMS-Nahostreferent und EVS-Geschäftsführer Ulrich Kadelbach, der nicht nur ein langjähriger, sondern auch ein liebevoller Kenner der Orthodoxie ist, möchte, dass der Krieg in der Ukraine nicht alles überschattet, was mit der Orthodoxie zu tun hat, und dass deren spiritueller Reichtum sichtbar bleibt. Mit „Orthodoxie und Ukrainekrieg“ ermöglicht er seinen Leserinnen und Lesern einen persönlichen Zugang zu dieser Konfession. In kurzen, teils anekdotisch gehaltenen Kapiteln lässt er teilhaben an seinen Erfahrungen als evangelischer Theologe in der Auseinandersetzung mit dieser so anderen Kirchentradition. Er nimmt mit zu Begegnungen in Klöstern,

Kirchen, bei Konferenzen, auf Reisen und ruft damit in Erinnerung, wie vielfältig und bunt die orthodoxe Welt ist, wie viel westliche Christinnen und Christen von ihren orthodoxen Geschwistern lernen können und wie bereichernd die theologische Auseinandersetzung mit ihnen sein kann.

Auch wenn das Kapitel zum Nahen Osten recht knapp ausgefallen ist, so soll das Buch im Schneller-Magazin dennoch vorgestellt und allen empfohlen sein, die sich gerne mitnehmen lassen auf ökumenische Lernfelder. Wie auch in seinen anderen Büchern erweist sich Kadelbach einmal mehr als ein kenntnisreicher und humorvoller „Reiseleiter“, dem man sich gerne anschließt.

Katja Dorothea Buck

Briefe an die Redaktion

Zu SM 1-2023

Danke für eine weitere hochinteressante und aktuelle Ausgabe: Interreligiöser Dialog. Die Iraner (Schiiten) und die Saudis (Sunniten) reden miteinander. Ich bete dafür, dass sich dieser Dialog auf den Libanon ausweitet, zum Nutzen und zum Wohl des gesamten libanesischen Volkes. Mir ist klar, dass es hier um Politik geht, aber ein friedliches Gespräch kann Probleme lösen. Nochmals vielen Dank an alle Mitwirkenden für Ihre großartige Arbeit.

Aziz Shalaby, USA



AUS SCHNELLERS WEINBERGEN

MAGDALENA-SCHNELLER-WEIN, WEISS

CHARDONNAY, LIBANON



Ein mehrfach prämiertes Chardonnay des traditionsreichen Weingutes Château Ksara. Angebaut werden die edlen Weintrauben auf 900 Meter in der Bekaa-Ebene. „Unser bester Chardonnay gedeiht auf dem Weinberg, den wir von der Johann-Ludwig-Schneller-Schule gepachtet haben“, sagt Charles Ghostine, Manager bei Ksara.

1 Flasche 0,75 l 13,20 €

JOHANN-LUDWIG-SCHNELLER-WEIN, ROT

CUVÉE, RÉSERVE DU COUVENT, LIBANON



Ein ausgezeichneter Cuvée, der die fruchtigen Aromen von Cabernet-Sauvignon, Syrah und Carignan mit einer feinen Vanillenote vereint. Die Trauben reifen auf 900 Meter, angebaut wird der Wein in Eichenfässern. Das traditionsreichste und größte Weingut im Libanon, Château Ksara, hat die Weinberge der Johann-Ludwig-Schneller-Schule gepachtet.

1 Flasche 0,75 l 8,30 €

TIPP: Im Online-Shop der Herrnhuter Missionshilfe (HMH) finden Sie weitere Produkte aus dem Nahen Osten, zum Beispiel aus Palästina die Gewürzmischung „Za'tar“, sowie Olivenöl und Olivenseife.

IHRE BESTELLUNG BITTE AN:

Herrnhuter Missionshilfe e. V.

Badwasen 6 | 73087 Bad Boll

Tel.: 07164 9421-85 | Fax: 07164)9421-99

E-Mail: info@herrnhuter-missionshilfe.de

www.moravian-merchandise.org

136. Jahrgang, Heft 3, September 2023

Herausgeber:
Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS)
in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Redaktion: Katja Dorothea Buck (verantwortlich),
Dr. Uwe Gräbe, Joscha Quade

Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen:
Katja Dorothea Buck

Vogelsangstraße 62 | 70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -39 | Fax: 0711 636 78 -45
E-Mail: evs@ems-online.org | www.evs-online.org
Sitz des Vereins: Stuttgart

Gestaltung: keipertext.com | Martin Keiper

Druck: Druckerei Maier GmbH, Rottenburg
Auflage: 12.000

Kontaktadresse Schweizer Verein für die
Schneller-Schulen im Nahen Osten (SVS):
Pfr. Ursus Waldmeier, Rütmatstrasse 13, CH-5004 Aarau
Spendenkonto Post: CH62 0900 0000 4001 1277 8
Spendenkonto Bank: CH47 8080 8001 8975 0443 1
info@schnellerschulen.org | www.schnellerschulen.org

Das Schneller-Magazin erscheint vier Mal jährlich.
Der Bezugspreis ist sowohl im EVS-Mitgliedsbeitrag
als auch im SVS-Jahresbeitrag enthalten.

Das Schneller-Magazin gibt es im Internet auch auf
Englisch: www.ems-online.org/en/schneller-magazine



*Seid Täter des Worts und nicht Hörer allein;
sonst betrügt ihr euch selbst.*

Jakobus 1,22



**EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen**

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart | Tel. (0711) 636 78-39



Der EVS ist Mitglied in der
Evangelischen Mission in Solidarität e.V.

Die Schneller-Schulen sind auf Ihre Spende angewiesen.
Sie freuen sich, wenn Sie diese Arbeit unterstützen.

Spenden für den EVS:

Evangelische Bank eG IBAN: DE59 5206 0410 0000 4074 10

Zustiftungen für die Schneller-Stiftung:

Evangelische Bank eG IBAN: DE09 5206 0410 0000 4074 37